

**Zeitschrift:** Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

**Herausgeber:** Jahrbuch Oberaargau

**Band:** 4 (1961)

**Artikel:** Von alten Handwerken und Gewerben im Oberaargau

**Autor:** Haas, Johann

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1072133>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 10.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# VON ALTEN HANDWERKEN UND GEWERBEN IM OBERAARGAU

JOHANN HAAS

Die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Sektion Bern, lässt in letzter Zeit durch geeignete Leute alte Akten nach Bausteinen für die geschichtliche Volkskunde durchsuchen. In ihrem Bestreben, aus der Entwicklungsgeschichte von Sitte und Brauch, Art und Gestaltung des zivilen Lebens den Werdegang der heutigen Zustände besser erklären und begreifen zu können, und diese Quellen einem weitern Publikum in all ihrer Fülle besser erschliessen zu können, findet sie bei den zuständigen Behörden recht viel Verständnis und Entgegenkommen.

Was bei dieser Schatzgräberei alles zum Vorschein kommt, ist erstaunlich. Jetzige und künftige Generationen können dadurch sehr viel profitieren. Es findet sich da manches, wovon man in der Jetztzeit kaum noch den Namen kennt, geschweige denn den Inhalt des Begriffs richtig erfassen kann.

Sehr verschieden sind die Ergebnisse je nach der Landesgegend, der Verkehrslage der betreffenden Ortschaften und der Grundverschiedenheit der Lebensbedingungen zum zivilen Leben der Bewohner.

Wenn wir uns im folgenden in der Hauptsache auf das *Gebiet des Langentales* beschränken, so hat das seinen Grund einsteils in der Weitschichtigkeit der Materie und andererseits darin, dass wir uns im Wesentlichen auf die *Chorgerichtsmanuale der Kirchhörinen Rorrbach und Madiswil* als Quellen berufen. Eine den ganzen Oberaargau umfassende Studie würde in Anbe tracht des allzu umfangreichen Materials den Rahmen der Arbeit für diesen Zweck sprengen. Bei allem ist aber zu beachten, dass die Fälle, die in den Protokollen der geistlichen Gerichte dieser Zeit, 1644—1850, behandelt wurden, sich eben mit den Uebertretungen der bestehenden Gebote und Verbote, Erlasse und Vorschriften von Seiten der Regierung befassen müssen. Doch lässt sich anhand von weiterem zugezogenem Quellenmaterial leicht ein Bild des seinerzeitigen zivilen Lebens zeichnen.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen, möchten wir das Verständnis für die Zustände damaliger Zeiten erweitern helfen.

Hat sich schon in den letzten 60 Jahren überall so vieles geändert, dass heute alte Leute kaum mehr «nachkommen» können, und, am Leben von damals gemessen, das heutige kaum mehr verstehen können, so ist eben die Einstellung der Menschen von heute gegenüber den Zuständen von früher als ganz unsicher, wenn nicht irrig, wohl zu verstehen.

Das Unteremmental und der Oberaargau sind bekanntlich seit Jahrhunderten die Gegend der Schweiz, wo eine stark ausgebretete, qualitativ recht hochstehende *Leinenweberei* als *Heimindustrie* mit vielfacher *Selbstversorgung an Rohstoffen* den Bewohnern zu einem gewissen Grad von Wohlstand und Hablichkeit verhalf.

Weil dazu der gesunde Menschenschlag in diesen Gegenden keine Rückläufigkeit der Einwohnerzahlen zuliess, und das überlieferte Erbrecht eher einer Zerstückelung der Heimwesen förderlich war, so waren die grossen Bauernbetriebe zahlenmässig nicht in der überwiegenden Mehrheit.

Viele Landwirte waren Kleinbauern, deren Grundbesitz die Ernährung der meist zahlreichen Familie nicht sichern konnte. Andererseits brachte die Leinenweberei allein in der Haushaltung zu wenig ein, um sich ehrlich durchzubringen. In vielen Sparten des Alltags war eine Selbstversorgung nötig. Auch die Handwerker und Gewerbler damaliger Zeit waren grössten teils im Nebenberuf Bauern, wenn auch mit wenig grossem Viehbestand. Man hatte ja noch vielfach die Allmenden für Pferd und Rind, Schafe und Schweine, sogar für die Gänse eigene Matten und Gänsehirten oder -hirtinnen.

Als Berufsmann ging man auf die Stör. Man verdingte sich im grossen oder kleinen Taglohn. Im grossen Taglohn verköstigte man sich selbst und nächtigte zu Hause. Im kleinen Taglohn reihte man sich für die Zeit bis zur Beendigung der Arbeit in die Familie des Arbeitgebers ein. Aus dieser Zeit stammt noch der Brauch, dass man Berufsleute, die die Woche durch beim Arbeitgeber schaffen, am Sonntag zum Mittagessen einlädt.

Um bei der Vielfalt und Verschiedenartigkeit der Gewerbe einigermassen durchzukommen, möchten wir uns in groben Zügen an die Reihenfolge halten, dass nach den Bauarbeitern die Gewerbe zur Sprache kommen, die mit Anbau und Verarbeitung von Hanf und Flachs zu tun haben, dann den Handel und das Wandergewerbe in Angebot und Nachfrage etwas beleuchten und die Personen des Alltags und zivilen Lebens Revue passieren lassen.

Die Bauart der Häuser im Mittelalter, soweit es nicht staatliche Bauwerke waren, ist fast durchgehends bedingt durch den vorwiegenden Holzbau. Der alte Ständerbau eines Bauernhauses verschwindet mit den Jahrhunderten. Die Art und Charakteristik des Berner Bauernhauses darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. In der heutigen Betonperiode wird von Einheimischen und Fremden der Stil eines Emmenthaler Bauernhauses mit Recht bewundert und bestaunt! Die charakteristische Zweiteilung in Wohn- und Stalltrakt mit dem Tenn als Trennungsfaktor ist ja typisch. Sie galt auch für die Heimstätten der vielen Kleinbauern. War der Bauplatz erst noch am Fuss eines Hanges oder Hügels (in dem meist stark kupierten Gelände war ja das fast Norm!), so erleichterte die Einfahrt mit Brüggstock das Einführen von Heu, Emd, Getreide usw. Andernfalls musste durch das «Reitiloch» alles auf die obere Böden hinaufgegabt werden.

In den Heimstätten der Leinenweberei war der Wohnbau meist durch geräumige Webkeller unterkellert. Den Zugang bildete eine Steintreppe und die Beleuchtung wurde durch Fenster mit nach oben aufklappbaren Fenstergartenen beidseitig der Türe ermöglicht. Im Erdgeschoss war neben dem Hausgang meist die grosse Wohnstube, zugleich Schlafzimmer für die Eltern, und hinter demselben die Küche, vielleicht noch ein kleines «Eggstubeli» platziert. Darüber waren die Gaden, die Schlafräume der Jungen, über eine Treppe ausserhalb des Hauses erreichbar. Anschliessend fand sich das Tenn und weiter die Ställe mit Futtertenn und Stallgang, letzterer hinten und vorn abgeschlossen durch eine zweiteilige Türe. Vor dem Stall war auch das «Bschüttloch» und ausserhalb desselben meist der Brunnen, ein ausgehöhlter Baumstamm mit eigener Abteilung für Reinigungsarbeiten an Geräten, das «Südeltrögli!» Hatte man bloss einen Sodbrunnen, so war der tunlichst nahe bei Haus- und Stalltüre, um das lästige Wassertragen abzukürzen.

Bis vor ca. 100 Jahren hatte man meist bloss «Schlegelsaginen», wie man sie seltenerweise noch in abgelegenen Berggegenden bestaunen kann. Da wurden bloss Bretter, Laden, gesägt. Oder, wenn dicke Tannen zu Bauholz verwendet werden sollten, wurden etwa noch mit grossen Handsägen auf Gestellen die Bauhölzer ausgesägt, wie man es kaum noch irgendwo trifft. Auf Wanderungen in den Bergen sind mir bloss 4 solcher Einrichtungen begegnet. Alles andere Bauholz, also Kantholz, wurde mit der Breitaxt zurechtgezimmert, die Hausschwellen meist aus Eichenholz. Die nötigen Baumstämme wurden auf dem Bauplatz selber zugehauen. Die Steine zum Aufmauern der Keller, Jauchelochwände und des Brüggstockes lieferten die

Steinbrüche, an welchen der Oberaargau ja reich ist. Meist waren es Sandsteine, auch Ofenplatten oder die im Gelände meist gut erkennbaren Muschel-sandsteinhorizonte, mit ihren zähen, harten Hirserensteinen, wie sie Madiswil z. B. im Fährech und an der Bisegg heute noch hat, zwar meist im Zeichen des Zementbaus ausser Betrieb. Bloss der Geologe interessiert sich noch um die Haifischzähne und andere Petrefakten, die er da herausmeisseln kann. Kalksteine hatte der Jura genug, um die Kalkbrennöfen zu beschicken, die für ungelöschten und gelöschten Kalk zum «Anmachen von Pflaster», «Pfludi» und zum Weissein sorgten. *Steinbrecher*, *Steinhauer*, *Kalkbrenner* hatten beständig Arbeit. Auch die *Steinklopfer* und *Steinsetzer*, welche vor und hinter den Häusern die «Terrassen» oder «Tarässen» oder «Pavinen» setzten, mussten nicht um Arbeit bangen. Lehm unter die Erde gemischt und gut eben festgetreten oder gestampft, wurde einfach mit Kieseln bestossen, später oder bei bessern Leuten mit einer ebenen Fläche nach oben versehen; das ergab eine auch bei nassem Wetter feste Umgebung des Hauses, die sauber zu halten sich eine Hausfrau zur Ehre gereichen liess.

Ja, es hiess nicht vergeblich schon damals:

«Hürote und Boue het scho mänge groue!»

Und ebenso berechtigt kam das Sprüchlein wahrscheinlich schon zu damaliger Zeit auf:

«Behüt is Gott vor tüürer Zyt, vor Muurer und vor Zimmerlütt!»

Wenn eine Hausmutter diese Handwerker am Tisch versorgen sollte, bis das Haus fertig war, konnte sie solches bestätigen.

Am Samstag abend, wenn der *Zimmermeister* Feierabend geboten hatte, wurde auf möglichst astreichen Laden z'Viere, z'Sechse oder z'Achte «Feierabend dopplet» und der Bursch hörte mit Wonne die «Vesper schlagen».

War dann einmal das Aufrichtitannli am vordem Ende des festgenagelten Firstholzes durch *den ältesten Zimmergesellen* befestigt, so konnte sich der *Dachdecker* oder der «*Stroudeck*» auf Arbeit freuen. Lange waren noch Strohdächer aus Roggenstrohschauben im Schwung und gaben dem Haus eine isolierende Haube in Hitze und Kälte. Mit gedrehten Korbweiden wurden die einzelnen Schauben, Bündel Stroh, festgebunden. Die First schützte ein aus zwei Bettern genagelter Winkel vor dem Eindringen von Regen und Schnee.

A propos Nägel! Die konnte man nicht einfach im Eisenladen paketweise holen. Die Handwerker deckten ihren Bedarf beim *Nagler* oder *Nagelschmied*, der sie in mühevoller Handarbeit je nach Bedarf herstellte.

Es gab ja später auch etwa Drahtzieher, welche ihm das Handwerk erleichterten. Heute kennt man bloss noch *eine Nagelschmiede in Goldbach* bei Lützelflüh.

Der *Brunnengräber* schaufelte die Sodlöcher für die Sodbrunnen aus und sorgte für die wasserfördernden Pumpen. Meist waren solche noch durch ein kleines Schöpflein gedeckt. Der *Brunnenmacher* aber erstellte die Leitungen für Quellwasser aus tannenen Dünkeln, halbgroben Tannenstämmen bis zu 11 Metern Länge, die er mit dem Dünkelbohrer, einem schneckenähnlichen Bohrer an einer Eisenstange angeschweisst, genau in der Mitte ausbohrte und mit fingerlangen Hülsen an den Enden zusammensetzte und sicherte. Es brauchte natürlich ein seltes Geschick und viel Uebung, das Mark immer genau in der Mitte des Bohrkerns zu haben, wenn der Bohrer geleert und mittelst eines «Söinabels» zwecks «ringeren Schlüpfens» eingefettet wurde. Von beiden Enden aus bohrend, mussten sich die Löcher in der Mitte treffen. Im bernischen Seeland lebte noch bis vor kurzem ein Vertreter dieser Gilde.

Das Innere eines solchen Hauses nun zu möblieren, war das Bereich der *Tischmacher*. Tische, Bänke, Stühle, Schränke, Kasten, «Buffert und Gängerli» mit oft noch gut versteckten Geheimfächern zeugten vom Können dieses Fachmanns. Weil alles von Hand gesägt und gehobelt werden musste, so hatte man in einem Dorfe oft mehrere Tischmacher, und deren vielfache Erwähnung in alten Schriften zeugt von einer zahlreichen Zunft!

Der *Hafner* oder *Ofenbauer* fügte den meist zweistöckig recht breit sich in der Wohnstube an die Brandmauer anlehnenden Tritt und obern Ofen aus harten Sandsteinplatten zusammen. Dabei durfte er nie das «Ofeguggeli oder Ofehuli» vergessen, eine nischenähnliche Aussparung im obern Stockwerk des Ofens, in welchem mit Vorteil für später eintreffende Esser das Essen «z'warmgestellt» oder im Winter die für die kalten Betten so beliebten «Steichüssi» erhitzt wurden. Auch konnte man mit Vorteil, auf dem Ofentritt liegend, die draussen bei der Arbeit erstarrten Füsse ins Ofehuli stecken und rasch wieder erwärmen. Ueber dem obern Ofen aber war meist in der Decke, die zugleich Boden der Gaden waren, eine nach oben sich öffnende Falltür angebracht, die, wenn offen, im Winter einer modernen Warmluftheizung spottend, die Gaden vor dem Reifansetzen auf der Bettdecke schützte und schön erwärmte. In der einen Ecke der Wohnstube war meist das zweischläfige Ehebett der Eltern gestellt. In der andern Ecke war der «Umgang», eine Eckbank um den Tisch befestigt. Mitten im Zimmer

aber hatte der Webstuhl der Mutter seinen Platz, denn so konnte sie die Kinder auch tagsüber gut beaufsichtigen und in der Küche nebenan zum Rechten sehen, dabei die alten Kinder auch im «Spuhlen» dirigieren und beaufsichtigen. Denn so mussten eben die Kinder bald einmal die Erwachsenen mit Handreichungen und besonders Füllen der Weberschiffspuhlen unterstützen und das ihrige zum guten Erwerb in der Familie beitragen. Der Webstuhl war ein Erzeugnis aus der Werkstatt des *Geschirrwagners* und verlangte ein währschaftes, sauberes Arbeiten und geniales Können, besonders bei den Webern, die nicht bloss glatte Stücke lieferten, sondern allerhand Muster hineinwoben. Die Jaquardstühle zum Einweben von allerhand Figuren, Blumen etc. wurden erst später erfunden, als die Handweberei schon gegen die billigere Konkurrenz der mechanischen Webstühle einen harten Kampf ausfocht.

Im Kanton Zürich kam es ja zum bekannten Usterhandel, als sich die *Handweber* ihres Verdienstes beraubt sahen.

Eine Kunst für sich war das Anlegen des «Tenns» aus mit Lehm vermischter Erde, festgestampft und geglättet als Unterlage für die in zwei Reihen, die Aehren beidseitig gegen die Mitte gerichtet, zum Dreschen angelegten Garben. In den kleinen Häusern erlaubte der Raum meist bloss ein Dreschen zu Vieren. Grössere Betriebe stellten sechs Drescher, je drei und drei gegeneinander. Waren Drescher genug, so wurde «z'Achte» gedroschen. In meiner Jugend konnte ich einmal noch einem über 70 Jahre alten Ehepaar den Wunsch erfüllen helfen, dass sie noch einmal ihrer Lentag «z'Zwölfe» dreschen konnten. Wenn bloss drei *Drescher* antraten, so lautete der Slogan: «Drei schlächt Trösch, drei schlächt Trösch». Doch meist merkte man, «dass die Bure Hämu sy bim z'Viere trösche.» So hatte jede Art einen Begleittext, der den ungewohnten Kräften zum bessern Innehalten des Taktes genügend eingepaukt wurde. Denn «staggle bim drösche» galt als eine Schande fürs Haus und die Familie. Und wer nicht «Streichhalten konnte», durfte nicht daran denken, sich in der Herbst- und Winterszeit als gesuchter Drescher auf die Wanderschaft zu begeben, wo man auch beim Essen «het chönne ycheliege wie ne Dröscher».

Um Saatgut zu erhalten, wurde das Getreide bloss in den obersten Partien der Halme gedroschen, also «bboosset». Und erst mit dem andern Getreide wurde noch «nachedoppelt» und ausgedroschen.

Der *Schindelmacher* hatte zwischen den Zeiten, wo er als Dachdecker oder Gehilfe eine solche Arbeit fand, sich zu Hause durch «Schinglemache» einen

schönen Vorrat angehäuft, um dann zur Stelle zu sein mit Offerten, wenn jemand bei ihm den Bedarf zum Ausbessern oder Neueindecken decken wollte. Die Beschläge, Riegel und andern Zubehörteile aus Eisen beim Bau eines Hauses waren Sache des *Feinschmieds*, *Zeugschmieds*, der auch die Werkzeuge für die verschiedenen Handwerker anfertigte. Später zweigte sich aus diesem «Handtech» der Beruf des *Schlüsslers* ab, als es nach den Wirren zu Ende des 18. Jahrhunderts hiess: «Bald tat es Not, wir hätten Schloss und Riegel an den Türen»! (frei nach Schiller!). Kurz nach 1800 wird in Rohrbach ein Schlosserlehrling in der Hintergasse erwähnt.

Zu allem Transport von etwelchem Gewicht wurden Karren, Wagen, Bannen, «Schnägge» mit Radachse hinten und Kufen vorne, dann auch Leiter- und Brückenwagen, für den Personentransport Bernerwägeli und Chaisen, Landauer, benötigt. Das war nun Sache der *Wagner* und *Wagenschmiede*, die, einander in die Hände arbeitend, meist noch selber über eine Drehbank verfügten. Freilich ward dabei auch noch Fussbetrieb zum Rotieren des Werkstückes angewendet. Für die Achsenenden, um die sich die Radnaben drehten, hatte man speziell *Spillenmacher*, damit die Räder nicht sperrten oder «lodelig» waren von Anfang an.

Hatte man früher in die Rahmen in den Fensterlöchern zum Hereinlassen von Licht meist transparente Tierhäute verwendet, so kamen mit der Zeit nach der Reformation die *Glasbläsereien* auf. Im Schwarzwald blühte die Glasindustrie und von St. Blasien und seiner Umgebung her kamen solche Jünger der glitzerigen Kunst auch in die Gegenden des Oberemmentals und des Entlebuchs, wo sich in den ausgedehnten Wäldern Holz zum Feuern und an den Bach- und Flussläufen genügend und gutes Quarzsand fand, um dieses Handwerk im 18. Jahrhundert florieren zu lassen. Sporadisch nistete sich auch im Schwarzenburgerland und im Jura die *Glasbläserei* ein. Doch verschwand sie da nach und nach. Denn die Regierungen von Bern und Luzern wurden nach und nach mit Schrecken gewahr, dass die massenhafte Abholzung der Wälder steigende Gefahren mit sich brachte und die Bewilligungen zum Holzen wurden widerrufen. Man brauchte eben nicht blass zum Schmelzen der Glasmasse Holzfeuer, auch Potosche wurde aus Holzasche hergestellt und zur Glasherstellung benötigt. So kam es, dass wir heute blass noch in Hergiswil eine Tochterfabrik dieses alten Gewerbes finden. Viele ihrer Produkte lassen sich identifizieren am Eichstempel und -zeichen N W 2. (N W 1 ist das Eichzeichen der Kant. Eichstätte in Stans, N W 2 dasselbe der Glasfabrik mit eigener Eichstätte.)

Weil die *Köhler* zum Befriedigen der Nachfrage nach Holzkohlen in ihren Meilern oft bis zu 20 Klafter Holz kunstvoll auftischten und während Tagen und Nächten den Brand sorgsam überwachten, zog dieser Gewerbezweig als Grundbedingung der Metallgewerbe und ihrer Existenz doch vor und das Glas als mehr Luxusware musste weichen. Für die Behälter von Flüssigkeiten hatte man ja eine blühende *Töpferwarenindustrie* im ganzen Emmental oberhalb Burgdorf bis ins Eggwil und Langnau, im Heimberg, im Jura, im Schwarzenburgerland, überall gab's mehr oder weniger gut brauchbaren Lehm. Freilich drehte der *Töpfer* die Drehscheibe noch mit den Füßen. Viele Erzeugnisse damaliger Töpferkunst landeten allerdings auch in der «*Chachelihöll*», aber viele Stücke zieren noch heute die Glaskästen in den Häusern landauf und -ab als wertvolle Beweisstücke alter Meister in dieser Kunst. Der «*Chachelihöfli*» brachte eben nicht mehr alle Scherben zusammen, dass man sagen konnte: «Eso isch es gsi!»

Die Selbstversorgung mit Rohstoffen zur Leinenweberei begann schon mit der Herrichtung der Saatäckerlein für Hanf und Flachs. Das lernten die Kinder damals schon von Jugend auf als kleine Helfer oder «Zuelueger». Schade, dass das gediegene Bändchen: «Was mir mein Flachstücklein erzählt!» von Pfr. Fritz Gerber, Gründer des Seminars Muristalden, noch keine Neuauflage erfahren durfte. Darin ist der Werdegang des Leinenstoffes auf eine selten feine Art gründlich erläutert. Wir dürfen uns wohl erlauben, erst mit dem Brechen der Flachs- und Hanfstengel nach der «*Roossi*» auf freiem Feld wieder einzusetzen. Zum Rösten der Stengel war vielerorts ein erfahrener Spezialist vorhanden, *der Röster*, der am Brechhüttli sorgsam die richtige Lösung der einzelnen Fasern durch Wärme überwachte. Der Brecher mit seiner Brechmaschine, einer Vorrichtung aus 2 gegeneinander sich drehenden Rillenwalzen aus Hartholz über einem Tisch montiert, ersparte durch sein mechanisches Brechen der äussern, festen, starren Hanfstengelfasern den *Brecherinnen* das stark ermüdende Klopfen mit der Breche, sodass sie dem exakten Ausbrechen sich um so eingehender widmen konnten. In grösseren Ortschaften traf man oft Spezialisten für die Herstellung der Flachsbrecher, die *Brecherenwagner*, die über hohe handwerkliche Kunst verfügten. War fertig gebrochen, so musste der *Hechler* her, der auf seiner vierbeinigen Bank in der Mitte die Hechel, einen Kamm aus bis 12 Reihen ca. 20 cm langen rund zugespitzten Stahlspitzen bestehend, aufschraubte und Handvoll um Handvoll des Gespinsts darüber zog. So wurden die querlie-

genden und zerrissenen Fasern ausgekämmt und man hatte sauberes Ge-  
spinst, fertig zum Spinnen.

Der Hanf allerdings, wenn er auch gehechelt war, war meist noch zu  
derb. Man brachte ihn dem *Hanfreiber* in die «Rybi». Meist war diese Budike  
einer Oele angeschlossen und wurde auch mit der gleichen Wasserkraft be-  
trieben: 2 konische Reibsteine, am dickern Ende ca. 1½ Fuss dick, am spit-  
zen Ende ca. eine Spanne dick, wurden so eng gerichtet, dass der Hanf, der  
zwischendurch geführt wurde, richtig gequetscht ward. Nun ging das *Spin-  
nen* los. Abend für Abend wurde gekiltet am Spinnrad, und die Mannschaft  
hatte mit *Haspeln* und zwischenhinein mit Erzählern von Geschichten bis zu  
den erdichteten Schauermären, Arbeits genug, um die Gesellschaft zu unter-  
halten. Um Licht zu sparen, fand man sich in der Nachbarschaft bald bei  
dem oder diesem ein der Reihe nach und das Kilton blieb Brauch, auch als  
das Spinnen lange nicht mehr Zweck war. Freilich hat dann das Wort  
«z'Chiltgah» durch unvermeidlich sich einstellende Missbräuche des Unter-  
sichalleinseins einen üblen Geruch erhalten und wurde von vielen Kreisen  
als Sünde angesehen. Das heimelige Surren der Spindeln an den kunstreich  
gedrechselten Spinnrädern mit den durch Bleieinlagen oft sehr künstlerisch  
verzierten Kunkeln daneben, liess meist eine gemütliche Stimmung entste-  
hen. Ebenso schöne Haspel zum Aufwinden der Fäden ab den Spindelpuhlen  
auf den Haspel zu Strängen finden sich heute noch neben Prunkstücken  
von Spinnrädern.

Was weiss man heute noch von alle diesen Dingen? Wer würde z. B. bei  
der *Oele* in Uttigen an der Strassenkurve den Abwehrstein als alten «*Hanf-  
rybistein*» identifizieren, wenn ihm nicht durch Kundige davon erzählt  
würde? Von Hunderten, die irgendwo einen alten Haspel oder eine Spuhl-  
maschine sehen, wissen kaum ein halbes Dutzend, zu was solche dienten.

Die Strangen wurden nun dem «Buucher» zugebracht, der sie in seinem  
«Buuchchessi» in einer Lauge, aus Buchenasche hergestellt, bis zu 36 Stun-  
den kochte, um sie recht rein zu erhalten. War in einem Haus ein kupfernes  
«Buuchchessi» im Waschhaus eingebaut, so kam der Buucher auf die Stör.  
Nun konnte gewoben werden. Schon das Anzetteln eines neuen Wubs war  
kein Spass und verlangte sicheres Arbeiten. Wer kennt heute noch den We-  
berknoten, «de Wäberchnopf», den damals jedes Kind im Schlaf fest  
machte? Und war man einmal am Weben, so liess es einem bei Tag und  
Nacht nicht Ruhe, bis das Wub abgenommen, abgeknöpft werden konnte.  
Jetzt kam es auf die *Bleiche*, um während einer gewissen Zeit Tag und Nacht

im Freien, allen Witterungseinflüssen ausgesetzt, blendend weiss war. «Scharpf wie ne Bleikihung», eine Redensart aus alter Zeit, liess und lässt erkennen, dass schon damals nicht alles vor Dieben sicher war. An vielen Orten trifft man noch den Flurnamen Bleiche, Bleicki, Bleicken usw., was auf die frühere Existenz dieser Stoffveredlungsanstalt schliessen lässt.

Doch wurde eben auch für den Eigenbedarf gewoben. Zwilchen für den Alltag und Halblein für den Sonntag. Aber man musste eben auch Wolle haben, um Halblein herzustellen. Hatte man eigene Schafe, wurde die Wolle gewaschen, gekartet, gesponnen und gab schliesslich die Eintragsfäden, während starke Leinenfäden den Zettel, die Längsfäden bildeten.

Ein solches Stück Tuch brachte man dem *Walker*, der es abwechslungsweise, als Band ohne Ende zusammengenäht, zwischen je zwei stehenden und zwei liegenden Hartholzwalzen nach einem befeuchtenden Bade durchlaufen liess; die Walzen wurden durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt. Jetzt erst hatte das Tuch die griffige Festigkeit, die dem Berner Halblein eigen ist. Nach dem Trocknen waltete noch der *Tuchscherer* seines Amtes, um abstehende Haare sauber abzuschneiden, und dem Tuch den rechten Schliff zu geben. *Schneider* fand man in jedem Dorf, und meist waren die Kleider so dauerhaft, dass sie von der Hochzeit weg den Mann herausputzten, bis man ihn darin in den Sarg legte. Man trug auch besser Sorge dazu, weil man wusste, was so eine «Alegi» für Arbeit gab, bis man sie anziehen konnte.

Stolz wie ein Spanier brachte der *Weber* seine Stücke Leinwand nun dem von der Regierung angestellten *Tuchmesser* im Kaufhaus in Langenthal, welcher von Amtes wegen mit der alten Berner Elle das Stück in Länge und Breite mass und auf einem angehefteten Zettel notierte. Jetzt war der *Handel* parat, die Stücke zu übernehmen. Es gab in der Gemeinde Rohrbach z. B. auch selbständige *Händler*, welche mit einheimischer Ware die Messen nicht bloss in Zurzach und Süddeutschland besuchten, sondern mit den Flössen von Aarwangen aus den Wasserweg ins Unterland bis nach Holland antraten, die «Edlen Mynheeren» mit der gesuchten Berner Leinwand zu beglücken, welche sie wiederum auf ihren Schiffen in alle Welt verfrachteten. Manch gefüllte Geldkatze wanderte dem Rhein nach hinauf, im Gebiet der Weberei ihren Segen abzuladen. Oder der *Güterfuhrmann* wurde mit der Ware betraut, sie den Geschäftsfreunden da und dort zu bringen. Lange bevor einmal der Name des heutigen Dorfteils Toggenburg in den Chorgerichtsmanualen erscheint, ist ein Güterfuhrmann aus Toggenburg erwähnt, der wahrscheinlich, den Umständen nach gemessen, aus dem St. Gallerland herkam. Solche

Fuhren waren in den unsicheren Zeiten oft durch Bewaffnete eskortiert. Der *Fergger* hatte auf seinen Touren nach Langenthal oft den Karren hochauf beladen und war verantwortlich für das anvertraute Gut.

So war der Handel vielfach sehr rege. Wer ehrlich und recht mit Fleiss es zu etwas bringen wollte, kam meist sicher zum Ziel. Denn der Handel blühte. Gute Kommunikationen sind für eine Gegend sehr befriedigend in dieser Hinsicht.

Wenn man heute das Langetental durchwandert, so fällt einem direkt auf, wie an den Schilderungen der früheren Jahrzehnte gemessen, mit der L. H. B. der Aufschwung des Tales deutlich sichtbar ist. War in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts schon die Linie Olten—Bern eine Wohltat, so sind heute die Verbindungen mit dem Unteremmenthal und Luzerner Hinterland mit schuld, dass die Gegend nicht zu den armseligsten gehört.

Als Schulbuben haben wir im Dorfe Madiswil am Dorfbach die mechanische Werkstätte des Burgers Ulrich Ammann jeweils bewundert, als dort die ersten amerikanischen Mähdrescher und Heuwender eintrafen. Heute steht in Langenthal die Maschinenfabrik U. Ammann als florierendes, führendes Industrieunternehmen direkt an der S. B. B.

Schon vor mehr als 200 Jahren blühte im Oberaargau der *wandernde Handel*. Der *Hühnergrempler* handelte mit Geflügel auf den Höfen an Landstrasse und Nebenweg. Die *Eierfrau* vermittelte den Verkehr zwischen den Hausfrauen und den Marktfrauen oder «Funggelischmidten» und andern Kunden. Der *Glasträger* bot seine zerbrechliche Glitzerware nicht vergeblich an. Die *Sieb- und Wannemacher*, *Korber*, *Klämmerlimacher*, *Rechenmacher* fanden gute Kunden. Die *Rönnlemacher* hatten noch gute Zeiten. Der *Schaftelehausierer* hatte gute Abnehmer bei den Hausfrauen und Käsern (später), um mit den Zinnkrautriebeln ihr Blechgeschirr glänzend zu erhalten. Die *Brotträgerin* versah die Haushaltungen mit dem täglichen Bedarf, während die hauptsächlich von den Kleinen stets gern gesehene «*Chromfrou*» ihre «Lämschi, Wybletter, Läbchueche, Schmelzbrötli, Bärnpuderli» und was dgl. leckere Bissen mehr waren, nicht vergeblich anbot.

Der Oelträger versah die Hausfrauen mit dem nötigen Brennstoff für «Ampeli und Tägeli». Der «*Chriüttler* oder «*s'Chriütterfroueli*» zogen auf ihren wohlbekannten Pfaden den Stellen nach, wo sie die Arzneipflanzen in Massen fanden, um sie dann gedörrt bei *Apotheker* und *Doktor* abzuliefern. Der «*Chachelifubrmann*» brachte einem die tönerne Ware ins Haus wie es

Jakob Käser in seinem «Chachelihärdigs» so nett schildert. Der *Köhler* kannte seine Kunden und brachte seine Ladungen leicht ab. So war ein Kommen und Gehen auf den Verkehrswegen, auch wenn man von den wandernden Gesellen absieht, die die Landstrassen öfters bevölkerten. Es gab zwar auch eine Art fahrendes Volk, das die Regierung durch ein Aufgebot von *Landjägern*, *Tag-* und *Nachtwächtern* und Zivilisten aufstöbern und an die Grenze stellen liess. Die schweren Rosse der *Mühlekarrer* zogen an bestimmten Tagen im Keller den Mühlewagen den Häusern nach, um das Zmühl zu bringen und neues Mahlgut mitzunehmen.

Mit behördlicher Bewilligung in der Tasche streifte der *Harzer* in den Wäldern herum, von den Tannen die Harzflüsse sorgsam sammelnd, um sie als geläutertes Harz an Apotheker und Doktoren zum Herstellen von Salben, an *Metzger* und Bauern zum Beimischen zum Brühwasser für getötete Schweine, zum leichtern Lösen der Borsten, zu verkaufen. Aus den Ueberresten der Läuterung bereitete er mit Oel und Fett das von Fuhrleuten und Wagenbesitzern begehrte «*Charesalb*».

Der heutige *Wasenmeister* hatte seinen Vorgänger im *Schinter*, der die umgestandenen Tiere auf dem Schindanger einzulochen hatte, nachdem er ihnen als Lohn die Haut abgezogen hatte. Er hatte auch Selbstmörder zu verlochen, wie es mit einem solchen auf dem Hunzen geschah.

Weil dieses Gewerbe von jeher als nicht zu den ehrlichen gehörte, und die Angehörigen sogar oft verachtet wurden, war es kein Schleck, Schinter zu sein, und wie das Amt eines *Henkers*, war auch sein Beruf ein Erbgut. «Das soll grad der Schinter näh!» war ein Ausdruck, der nur für verachtenswerte Sachen gebraucht wurde. Er hat sich doch noch als Redensart erhalten. So stammt manches der heutigen Zeit aus früheren Jahrhunderten, ohne dass man es gemeinhin weiss.

Dort auf dem Hunzen heisst noch heute ein Platz im Walde, wo viele Wege zusammenkommen, der Tanzplatz. Trotz dem Verbot der Regierung fand sich oft viel Jungvolk zusammen, Sonntags oder nächtlicher Weile zu Tanz und Lustbarkeit. Wie oft findet man in den Chorgerichtssitzungen überall im Lande dieses natürliche Drängen der Jugendlust nach befreiernder Gelegenheit zum Austoben, und regelmässig hagelt es Bussen, sogar «*Chefi*». Da stösst man auf verschiedene Arten von *Musikanten*, *Geiger* oder «*Gyger*», *Spielleute*, *Sackpfeifer*, *Flötisten*, solche, die die *Schalmei blasen*, *Lyrenmeitli* oder -männer. Sogar eine *Maultrommel* ist an einer Stelle erwähnt, doch haben wir nicht ausfindig machen können, wie eine solche mag ausgesehen

haben. Einzig an den alljährlichen Musterungen der Miliz auf dem Trüllplatz oder Musterungsplatz war das Tanzen erlaubt. An einer Stelle findet sich sogar eine Notiz, wo ein Bursche auf Blättern gepfiffen habe zum Tanzen. Mühselig muss das gewesen sein!

Es sind natürlich noch eine Menge Gewerbe, die damals im Alltag nicht wegzudenken waren. Denkt man an den «Bejivater», wie ihn Sooder in seinem Buch: «Bienen und Bienenhalten in der Schweiz» so anschaulich schildert, wie er den Bienenhaltern nachgeht und Imb für Imb in den Körben besorgt und aberntet, so sieht man eben den Unterschied in der Imkerei «vo albe und jetz.»

Letzthin fand man in den Zeitungen Notizen über die letzte *Ketten-schmiede* im Kanton, in Rümligen. Früher waren es eben deren viele im Land herum. Die *Messerschmiede* sind auch seltener geworden. Die *Gold-* und *Sil- berschmiede* hat man ja noch heute. Nur den *Gürtler* kennt man kaum mehr, der die Silbersachen und Schmuck zur Tracht anfertigte. Heute findet man einen solchen noch in Grünenmatt. Im Ch. G. M. von Rohrbach ist ein *Schirmacher* im Feltimoos erwähnt im 18. Jahrhundert. Ebenso kommen auch *Instrumentenmacher* in Sumiswald vor. Uhrmacher gab es damals in Ursenbach u. a. Orten. Einer ist als *Schulmeister* eingetragen. Jawohl, es war ein eigen Ding um die Schulmeisterei.\* Es ging lange, bis dieser Beruf hauptamtlich ausgeübt wurde und den Mann ernährte. Mit Recht fanden die Behörden, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, in einem einzigen Zimmer 157 Schüler zu unterrichten und doch hatte Rohrbach diesen Zustand, wenn auch nicht lange. Doch über die Geschichte der Schule ein ander Mal! Der *Lehrer* war zugleich *Vorsinger* in der Kirche beim Gottesdienst. Der *Siegrist* war zugleich auch *Gefangenewärter*, solang die Gefangenschaft im Kirchturm abzusitzen war. *Pfister*, *Bäcker* also, *Wirte*, *Herbergsväter* gab es seit der Einführung der Chorgerichte immer. Die *Wirte* hatten sogar einen Amtseid abzulegen, wonach sie mit den Pflichten als solche sich einverstanden erklärten. Sie mussten aber auch aufpassen wie die «*Häftlimacher*», dass ihnen nichts vorzuwerfen war, Heute kennt man die «*Rickli* und *Häftli*» zum Zumachen der Kleider nicht mehr. Druckknöpfe sind Mode! Dafür gab ihnen fahrendes Volk viel zu schaffen, *Hausierer mit Steinkratten*, *Kämmen*, *Körben* und allem möglichen suchte eben die Wirtschaften auf. War noch ein «*Bad*» dem Betrieb angegliedert, so durfte er blass die Badgäste servieren

\* vgl. den Aufsatz von Melchior Sooder sel. in diesem Band.

zu gewissen Zeiten. Er hatte dann meistens einen *Badmeister* angestellt, der die Kranken betreute. Daher auch der Name «*Bader*» für die «*Kurpfuscher*», wie man sie heute nennen würde. Denn akademisch gebildete *Aerzte* und *Doktoren* waren sehr selten und kommen erst ab Mitte des 18. Jahrhunderts vor. Die Volksmedizin stand damals noch hoch im Kurs. Die *Schröpferinnen* hatten Zuzug von weither. Sicher war der *Wasenuli* nicht allein, und der *Schüpbachmicheli* hatte ja internationalen Ruf. Statt *Coiffeure* hatte man die *Bartscherer*, welche vielfach sich auch um allerlei Krankheiten Fremder kümmerten.

Um 1750 treffen wir auch auf *Mauser*, *Feilenbauer*, *Färber*, *Fischer*; dann taucht der Name *Kellermagd* oder -meitschi auf. Ein *Söihirt*, eine *Gänsemagd*, der *Trüllemeister* (der die waffenfähige Mannschaft jeweils auf dem Trüllplatz zu dirigieren hatte, um an der Musterung nicht allzuschlecht dazustehen), vervollständigen das Bild des damaligen Alltags. Die *Posamenter*, die nun auch im Baselbiet, Schwarzbubenland und a. O. am aussterben sind, hatten damals noch mit der Herstellung von Gurten, Bändern, Litzen, Cordein, Zotteln und Quasten vollauf Arbeit genug. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts erscheint auch ein *Seidenweber*, ein *Baumwollweber*. Der *Profos* hatte mit der Bestrafung der Delinquenten dann und wann Arbeit, z. B. an der Trülle oder am Schandpfahl, *Melker*, *Knechte*, *Mägde*, *Jumpfern* gab es ja immer. Die *Küher*, die im Winter mit ihrem Vieh den Gütern und Höfen nachzogen, um die Heuvorräte aufzuetzen, brachten die *Sennen* mit, die *Sennenknechte*, und kamen hie und da mit den Chorgerichten und Gesetzen in Widerspruch.

Die *Schuhmacher* oder später auch *Schuster* genannt, findet man so ziemlich durch die ganze Zeit. Ebenso die *Kammerjungfern*, die sich nach Bern verdingt hatten, oder die *Kutscher* der Herrschaften. Die *Klauenschneider* zogen den Höfen nach und sorgten für gute Klauenpflege beim Rindvieh. Die Sattler hatten mit der Anfertigung der Sättel und Kommete viel Arbeit, da man vielfach auch die Kühe und Rinder einspannte zum Ziehen der Wagen, nicht am Joch, wie die Stiere, sondern eben mittelst Kummeten. Das verschiedene Leder lieferten ihnen die *Gerber*, deren Existenz in den meisten Dörfern nachgewiesen ist. Es gab da *Weissgerber*, *Rot-* und «*Tschägggerber*». Man kannte neben den *Holzern* auch noch die *Schwenter*, die für richtige Auslichtung der Jungbestände in den Wäldern zu sorgen hatten. Dann und wann traf man etwa noch einen «*Tannzäpfeler*», der das gesuchte Tannzapfenöl presste. Wenig erwähnt sind die *Kriischer*, die wohl Getreidekörner

in der Rybi quetschten, aber nicht über Sondieranlagen verfügten, sodass bloss Futtermittel entstanden.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts erscheint der Beruf des *Buchbinders* in Busswil bei Melchnau und Huttwil. Vereinzelt findet man auch den *Schaubhütler* und den *Hüttler* überhaupt. In einem Fall von Heimlichspielen . wird um einen Schaubhut gespielt. Ein Rohrbacher ist als *Früchtehändler* in Bern erwähnt.

Das Leben war halt doch viel einfacher und die Ansprüche der Leute weniger weitgehend. Es ist sogar von Felswohnungen in Leimiswil die Rede. Vieles hat sich geändert, auch nur seit der Zeit Napoleons, wie sie Günther aus Burgdorf in «Järbsyte Peterlis Gschicht mit em Napoleon» schildert.

Damals zogen noch die von der Regierung dazu beauftragten *Salpeterknechte* den Höfen nach, um das seltene Salpetersalz von Stallwänden und Lägerladen abzukratzen, damit der Regierung die Fabrikation des alten «Bärnpulvers» möglich wurde. Die *Strumpfweber* oder -lismer, meist Invaliden, sind heute nicht mehr bekannt. Die *Hebammen* allerdings hatte man immer und wird sie weiter in Anspruch nehmen zum Wohle der heute verhetzten, nervös gewordenen Menschheit. Die Industrialisierung machte schnelle Fortschritte. Die Automation nimmt überhand. Die Mechanisierung in der Arbeit, einst geschaffen, um dem Menschen die Arbeit zu erleichtern, rächt sich bitter, indem sie den Menschen zur Maschine stempelt, der sie bloss noch mechanisch zu beaufsichtigen verurteilt ist. Der Mensch, geschaffen, dass er sich die Erde untertan mache, muss ins All hinaufgreifen, um wieder nicht bloss eine Nummer im Getriebe zu sein, und darin erdrückt zu werden. Stille Wehmut ergreift den besinnlichen Menschen, der nachdenkt, wie weit er's gebracht hat.

«O ja, bis an die Sterne weit!»

#### Quellen:

Die 8 Bände der Chorgerichtsmanuale von Rohrbach; ebenso 2 Bände von Madiswil.